

Wolfgang Pohrt – Werke Band 7

Wolfgang Pohrt, 1945 geboren, studierte Soziologie, Psychologie, Politische Wissenschaften und Volkswirtschaftslehre in Frankfurt und Berlin. 1976 erschien seine Dissertation »Theorie des Gebrauchswerts«. Er arbeitete von 1974 bis 1980 als Assistent am Lehrstuhl für Soziologie an der Universität in Lüneburg. Danach war er freier Publizist und veröffentlichte in zahlreichen Zeitschriften. Von 1990 bis 1994 erstellte er im Auftrag der von Jan Philipp Reemtsma ins Leben gerufenen Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur Studien über das »Massenbewusstsein« in Deutschland, die sich methodisch an Adornos »The Authoritarian Personality« orientierten. Im Auftrag dieser Stiftung arbeitete Pohrt 1995-1996 an einer Untersuchung über Bandenbildung. Danach Tätigkeiten in verschiedenen Forschungsbereichen. Erst 2011 schaltete sich Wolfgang Pohrt wieder in die öffentlichen Debatten ein, hielt Vorträge und publizierte zwei weitere Bücher. Die Studie wurde erstellt im Auftrag der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur. Wir danken Rudolf Görtler für Korrekturlesen und Registererstellung und René Wiegel für die Digitalisierung von Manuskripten.

Edition
TIAMAT
Deutsche Erstveröffentlichung
Herausgeber:
Klaus Bittermann
1. Auflage: Berlin 2020
© Verlag Klaus Bittermann
www.edition-tiamat.de
ISBN: 978-3-89320-255-3

Wolfgang Pohrt

Werke

7

**Herausgegeben von
Klaus Bittermann**

*** * ***

**Das Jahr danach
Texte & Kommentare
1990-1992**



**Critica
Diabolis
276**

**Edition
TIAMAT**

INHALT

Das Jahr danach Ein Bericht über die Vorkriegszeit

Vorbemerkung – 11

Golfkriegspazifismus

Friedensseliger Haß auf Israel und die USA

Das Gefühl der totalen Niederlage
Gründe für die Identifikation mit dem Irak – 45

Alte Rechnungen: Die Juden und die Siegermächte – 45

Neue Gründe: Das Elend mit der Einheit – 52

Private Motive oder die Liebe auf den ersten Blick – 57

Unwirklichkeit und Gleichzeitigkeit
Kriegsfolgen im März – 117

Grundlose Angst wird eingebildete Unverwundbarkeit – 117

Realitätshopping verursacht Identitätsproblem – 120

Irrealisierung der Wirtschaftskrise – 127

Verschärfung der Gemeinschaftskrise – 128

*Irrealisierte Wirtschaftskrise wird heroisiert
zur nationalen Entscheidungsschlacht – 132*

Neues Propagandakonzept: Drohen statt Versprechen – 135

Die Perspektiven der Rechten – 141

Die Perspektiven der Linken – 149

Schöne Neue Welt – 153

Meinungen und Tatsachen – 169

Ausländerverfolgung

Offener Haß gegen den Rest der Welt innerhalb
der Landesgrenzen

Tatsachen und Ursachen – 179

Der 7. April – 179

Die Woche vom 16. bis zum 22. September 1991 – 186

Die Entwicklung seit Anfang 1990 – 196

Reaktionen – 233

Serbienfeldzug

Offener Haß gegen den Rest der Welt außerhalb
der Landesgrenzen

Entscheidung in Jugoslawien – 247

Der Slowenien-Konflikt:

*Die Empörung der Öffentlichkeit über das ausgebliebene
Gemetzel – 247*

Mobilmachung in den Medien:

*Die Wiederkehr der Nazi-Propaganda als antiserbische
Hetzkampagne – 253*

Die erste Balkan-Offensive:

Der verlorene Blitzkrieg – 264

Die zweite Balkan-Offensive:

*Verwandlung der antiserbischen in eine profaschistische
Kampagne und Übergang zum Stellungskrieg – 277*

Entscheidung in Jugoslawien – 283

Der Durchbruch der deutschen Politik
in die gleiche Richtung – 285

Die Bombe tickt – 321

Tödliche Liebschaften

Reißmüllers unglückliche Zuneigung zu den Serben – 342

Thesen – 355

Texte & Kommentare
1990-1992

Es kommt ganz anders – 371
Gemeinsam sind wir unausstehlich – 378
 Sieg in Rom – 385
 Sieg im Kaukasus – 391
80 Millionen Frustrierte – 399
80 Millionen Opfer – 406
Spiel mit verteilten Rollen – 416
Der Fluch der guten Tat – 421
Das Wasser in der Suppe – 426
Der Geist ihrer Ahnen – 437
Musik in meinen Ohren – 440
 Stop den Mob – 448
Rückwärts und vergessen – 453
Waffen für Hoyerswerda – 459
 Heim ins Reich – 463
Fragen an Slobodan Milošević – 470
 Anmerkungen – 493
 Pressestimmen – 519
 Register – 521
Publikationsnachweise – 526

Das Jahr danach

**Ein Bericht über die
Vorkriegszeit**

1992

Vorbemerkung

Als im Oktober 1990 die Bundesrepublik über Nacht 17 Millionen zusätzliche Einwohner bekam, war die Bevölkerungsexplosion zu stark für eine empirische Massenbewußtseinsstudie, die unter dem Titel »Der Weg zur inneren Einheit«¹ lief. Sie wurde vorzeitig abgeschlossen. Allerdings werde die Arbeit nach einer Pause fortgesetzt, hieß es damals zuversichtlich, schon im Herbst kommenden Jahres vermutlich, wenn nach dem Durcheinander der Übergangszeit die neuen Marotten sich stabilisiert haben müßten.

Das waren mehrere Irrtümer in einem. Denn statt vom Gieren und Grapschen erstmal ein wenig zu verschnaufen und dann in Ruhe die Enttäuschung zu verdauen, gerieten die Landsleute schon im Januar 1991 gleich wieder außer sich. Somit entfiel die Pause. Die Fortsetzung der Studie zum vorgesehenen Termin wiederum entfiel, weil nicht nur die Konsolidierung der Stimmungslage in immer weitere Ferne rückte. Im Herbst 1991 war vielmehr auch die Frage nach der Abgrenzung des Untersuchungsgegenstands wieder offen, insofern man nicht mehr von Ljubljana, Zagreb, Kaliningrad und Bratislava sprach, sondern von Preßburg, Königsberg, Agram und Laibach.

Nicht, daß der Forscher von den Landsleuten nur enttäuscht hätte sein müssen. Nach Kräften mühten sie sich, der Vermutung vom Vorjahr recht zu geben, wonach die hiesige Bevölkerung vor der Alternative stand, »den sich bildenden Haß in vernünftige politische Aktionen, in

Selbstzerfleischung oder in Zerfleischung anderer umzusetzen«.²

Die Welt, so wurde damals prophezeit, habe »mit 70 Millionen Frustrierten zu rechnen, und die Frage für den kommenden Winter war, ob sie erst einschnappen und dann ausrasten würden oder beides zugleich«.³ Statt freilich sich die Qual der Wahl aufzuhalsen, blieben die Deutschen ihrem Grundsatz treu, das eine zu tun und das andere deshalb noch lange nicht zu lassen. Falsch an der Prognose vom Oktober 1990: »Sie werden einander beharken, wie dies zuletzt in Leipzig geschah, wo einer im Kugelhagel der Polizei tot liegen blieb, oder sie finden einen gemeinsamen Feind«⁴ war das *oder*.

Je klotziger die treibende Kraft ins Blickfeld trat, desto schleierhafter wurde allerdings, wohin sie eigentlich trieb. Haß gab es zwar im Überfluß,⁵ aber vorläufig weder die dauerhafte Beziehung des Gefühls auf ein bestimmtes Objekt noch Regeln für die Triebabfuhr. Entsprechend launenhaft blieb die Stimmung: Mal dumpf, apathisch, depressiv; dann wieder gereizt und zänkisch; schließlich aggressiv bis zur Gewalttätigkeit. Und ebenso schnell wie die Stimmung dies tat, wechselten die Aggressionsobjekte. Vom Selbsthaß, der sich als Depression äußerte, zum Haß auf andere war es nur ein Schritt, wobei die Fronten sich beliebig bilden konnten, zwischen den Nachbarn im Haus, zwischen Osis und Wesis, zwischen Stolpis und Stasis, zwischen Bevölkerung und Regierung. Ein Sinnbild der Stimmungslage war der Bundeskanzler, wie er im Frühjahr 1991 seine 200 Pfund zornbebendes Lebendgewicht mit Wucht in die Schlacht gegen eierschmeißende Demonstranten warf.⁶ Die Aversion der Landsleute gegeneinander wiederum schlug in den Haß auf Fremde um, wobei das Ausland und die Ausländer austauschbare Objekte waren und Israel oder

die USA jederzeit durch Serben, Polen oder Asylbewerber zu ersetzen.

In der Labilität der Stimmungslage drückten die ungewissen politischen Perspektiven sich aus. Entscheidungen nach Maßgabe der Opportunität zu treffen fällt in Krisenzeiten schwer, weil unbekannt ist, welche Kräfte sich am Ende durchsetzen werden. Eine Gesellschaft ohne Prinzipien wird dann orientierungslos. Weil sie weder Zwecke noch Ziele weiß, wirken alle ihre Unternehmungen wie Sandkastenspielerei, hinter der die Wirklichkeit allmählich verschwindet. Die einwöchige Belagerung des Ausländerwohnheims in Hoyerswerda und die Duldung des Rechtsbruchs durch die Sicherheitsorgane war real und so surrealistisch zugleich wie der Marsch der Nazis zur Feldherrenhalle im Jahr 1933. Die Szenerie ähnelte der des undefinierbaren Moskauer Putsches vom 19. August, wo Jelzin einen angeblich gegen seine Regierung aufgefahrenen Panzer bestieg und von der improvisierten Rednertribüne herab in Lenin-Pose als antikommunistischer Volkstribun das Fernsehpublikum agitierte; wo die Lähmung, unter der die KPdSU und die Rote Armee litten, so unbegreiflich war, wie es rätselhaft bleibt, warum der DDR-Staat im Herbst 1989 nicht wenigstens den Versuch zur Gegenwehr unternahm und sich stattdessen so verhielt, wie die Kommunisten und die Sozialdemokraten 1933, als die Nazis die erste *friedliche Revolution* inszenierten.

Wie nach 1933 wurde nach 1990 nicht der kämpfende, sondern der kampflos besiegte Gegner kriminalisiert,⁷ den Kommunisten drohte Gefängnis nach ihrem Verzicht auf alle Machtansprüche. Formal entsprach der politische Umbruch in der DDR dem Vorgang, den man damals *Machtergreifung* nannte⁸ – ein Terminus, der wie das Wort von der *friedlichen Revolution* Schwierigkeiten bei

der Einordnung des Prozesses verrät: Keine richtige Revolution, denn es wurde nicht gekämpft, aber auch keine evolutionäre Veränderung der ganzen Gesellschaft und ein normaler Regierungswechsel schon gar nicht. Vielleicht zeichnet den Faschismus im Anfangsstadium aus, daß die zunächst noch harmlos erscheinende Wirklichkeit sich in konventionellen Kategorien schon so wenig begreifen läßt wie später die furchtbare Realität der Vernichtungslager.

Begriffe wie Umwälzung, Niederlage, Zusammenbruch oder Zerfall etwa faßten kaum, was mit politischen Gebilden wie der Sowjetunion oder der KPdSU geschehen war. Keineswegs hatte der stärkere oder entschlossenerer Gegner sie im Kampf besiegt. Ihr Schicksal erinnerte vielmehr an die Verwandlung von Gregor Samsa oder an die Schlußszene in Oscar Wildes »Das Bildnis des Dorian Gray«, und es bewies, daß nicht Entwicklungen, sondern Mutationen auf der Tagesordnung standen. Die Welt der Tatsachen hatte sich als eine aus lauter Fiktionen zusammengesetzte entpuppt, wo die bekannten Gesetze, Erfahrungsregeln und Zeitmaßstäbe keine Gültigkeit besitzen. Wenn aber alle Gewißheit zur Sinnestäuschung wird, tritt ein Zustand ein, der unheimlich ist und entsetzlich langweilig zugleich.

Langweilig ist er aller Bedrohlichkeit zum Trotz, weil er keine Prognosen auf die Zukunft erlaubt, also weder Erwartungen noch Hoffnungen weckt, die den Augenblick überdauern. Wie das Schloßgespenst das genaue Gegenteil eines Romanhelden ist, dessen Biographie den Leser ein paar hundert Seiten lang fesselt, so war die Abfolge der Ereignisse im Ostblock das genaue Gegenteil einer Geschichte, wo die Höhepunkte und die Wechselfälle der Handlung im Spannungsverhältnis zur Kontinuität derselben stehen und jede partikuläre Begebenheit

bedeutend insofern ist, als sie über den Ausgang der ganzen Erzählung entscheidet.

Schon im Herbst 1989, als die Berliner Mauer fiel, begann die Phase der anderntags wieder vergessenen *historischen Augenblicke*, die zusammengenommen einen schlechten Film ergeben, wo ein Knalleffekt den anderen jagt und man bald jedes Interesse am monotonen Trubel verliert. Der Slogan selber verriet den Widerwillen, insofern historisch einerseits *wichtig* bedeutet und andererseits *alter Krempel, kalter Kaffee, Schnee von gestern*, nur für den Historiker von Interesse. Dauernd von *historischen Augenblicken* zu reden hieß, daß jedes Ereignis im Moment, wo es passierte, auch schon reif war für die Ablage, fürs Archiv, für die Rumpelkammer. Es gab keine Gegenwart mehr, aber auch keine Geschichte, nur noch Ramsch.

Das Fernsehen war der Adressat, aber die Politik war gemeint, als am 2.9. 1991 die *Bild*-Schlagzeile »Der TV-Skandal: Sch ... Programm! Und dafür noch Gebühren rauf« den allgemeinen Überdruß formulierte, den Überdruß am *Der-Ostblock-im-Umbruch*-Theater, das bei steigenden Kosten und sinkendem Unterhaltungswert immer nur Wiederholungen bot. Eine weitere, kleinere Schlagzeile auf der Titelseite hieß: »Jeder 5. Deutsche: Wär' die Mauer doch geblieben«. Der Hektik zum Trotz schien die Zeit stillzustehen, alle Ereignisse waren ebenso dramatisch und folgenschwer wie lästig und bedeutungslos. Sie ähnelten Naturkatastrophen, deren gehäuftes Auftreten eine Weile für Aufregung sorgt, bis man sich schließlich daran gewöhnt.

Pflichtschuldig wurde die rasante Veränderung der Welt bewundert, während jeder staunte, wie egal sie ihm war. Nachrechnen hieß das Gebot der Stunde, weil man allmählich sogar das Zeitgefühl verlor. Kohl in seiner

Fernsehansprache zum Jahreswechsel 1990/1991: »Ein Traum ist in Erfüllung gegangen. Wer hätte *vor einem Jahr* gedacht, daß wir heute in einem vereinten Deutschland den Silvesterabend gemeinsam feiern können.« So kann das Leben voller Überraschungen sein, wenn man bedenkt, daß man morgens noch gar nicht ahnte, daß man abends statt Wurstbrot Käsetoast essen würde.

Als wüßten alle, daß die spektakulären Umwälzungen eine ziemlich scheußliche Welt perpetuierten, kam über das Erreichte nirgends Jubel auf. Der abermalige Sieg dessen, was immer war, hieß nur, daß die Menschheit auf keine Entwicklung mehr hoffen durfte, die sich wesentlich von der bisherigen Geschichte unterscheiden würde. Es war ein resignativer Triumph, ein Triumph der Trostlosigkeit, der zwei Jahre lang teils mit zusammengebissenen Zähnen, teils mit kindischer Zerstörungslust gefeiert wurde, denn kein neues Zeitalter brach an, sondern die nächste Runde im ewigen alten Spiel, wer wen hauen und wer das Mehrprodukt aufessen darf. Auch deshalb war die Vorstellung, die Menschen als vernunftbegabte Wesen nähmen ihr Geschick in die eigenen Hände, noch nie so tot wie in der Zeit, wo angeblich vom Verlangen nach Demokratie beseelte Massen dauernd Geschichte machten.

Hinzu kam freilich, daß unter Gorbatschow der letzte Ort verschwunden war, wo der bloße Gedanke schon, wenn er nur geäußert wurde, Konsequenzen haben konnte. Die Zensur im früheren Ostblock hieß, dem geschriebenen oder gesprochenen Wort politisches Gewicht beizumessen. Die Machthaber, die seine Verbreitung kontrollieren wollten, erwiesen ihm auch Respekt, beispielsweise den, Texte überhaupt zu lesen. Vom objektiv längst absurd gewordenen Respekt wiederum, den die Intellektuellen im Osten genossen, hatten sie nicht nur dort, son-

dem überall profitiert. Gern hatten sie den Irrtum des Zensors geteilt, ihr beruflicher Zeitvertreib sei eine eminent wichtige Sache. Nach der Devise, daß wo Rauch ist, auch Feuer sein müsse, hatten sie von der gegen sie gerichteten staatlichen Repression auf ihre politische Bedeutung geschlossen. Nun wurden sie vom Staat einfach ignoriert, und es zeigte sich, daß sie mit dem verhaßten Zensor nicht nur den einzigen Interessenten verloren, sondern die einzige Instanz obendrein, welche die Neugier des Publikums zu erregen vermochte. Über das Ende der Symbiose, über den Zusammenbruch der *folie à deux*, berichtete die *FAZ* am 17.8.1991, zwei Tage vor dem Jelzin-Putsch, aus der Sowjetunion:

»Während Solschenizyns jetzt endlich erhältlich Werke stapelweise in den Buchläden verstauben, finden die allgegenwärtigen fliegenden Händler mit Kriminalromanen, Büchern über Okkultismus und über Liebetechniken reißenden Absatz. Das Publikum ignoriert die neuen Filme über unter Breschnew unterdrückte Künstler, während die »Videosalons« gar nicht genug Abenteuerfilme mit Sylvester Stallone, Chuck Norris oder Arnold Schwarzenegger herbeischaffen können. [...] Viele Schriftsteller, die ihren Lektoren und Verlegern einst von den Meisterwerken vorschwärmten, die sie schaffen würden, wenn die Zensur es nur erlaube, müssen angesichts des freizügig gewordenen kulturellen Lebens feststellen, daß sie nichts zu sagen haben [...] und durch die ersehnte kulturelle Freiheit zugleich zur Bedeutungslosigkeit verurteilt wurden.«

Nicht anders als die vermeintlich ins Staatskorsett eingeschnürte industrielle Produktivität hatte die angeblich in Ketten liegende künstlerische sich als Phantom offenbart.

Im Moment, wo der Startschuß fiel, ging nicht das große Rennen los, sondern brach wie im Slapstick kraftlos und auf einen Schlag die ganze Meute zusammen, die vorher so tatendurstig gewiebert und ungeduldig mit den Hufen gescharrt hatte. Nur unter dem Verbot hatten die Marktwirtschaftler und die Künstler ihr Berufsgeheimnis zu hüten vermocht, daß sie gar nicht könnten, wenn sie dürften. Als ahnte er die bevorstehende Pleite seiner Zunft, schrieb am 19. Februar 1990 Konrad Weiß, Filmregisseur, damals noch Vertreter von »Demokratie Jetzt« am »Runden Tisch«, vorbeugend im *Spiegel*:

»Unsere Skizzenbücher waren voller Notate und voller Entwürfe für den Tag, da uns endlich Leinwand und Staffelei und Pinsel und Farbe überantwortet würden. Nun aber sollen wir eine fremde, mittelmäßige Arbeit kopieren. Denn die Galeristen haben das Geld. Was soll nur werden aus unserem Talent, aus unseren ungemalten Bildern ... Die vor Wochen noch wohlfeile Helden waren, heißen nun weltfremde Träumer. Das Geschäft machen die, die ihre Gesinnung rechtzeitig verkaufen.«

Die Überfremdung, die Käuflichkeit der Verräter und das große Geld – auf seine hochtrabende und zugleich lächerliche Art (der überantwortete Pinsel) drückte der vormalige Parteigünstling und Gremien-Spezi das Grauen des kunstgewerbetreibenden Langweilers vor dem Urteil des zahlenden Publikums aus, als dessen Vormund der gegen die staatliche Bevormundung der Kunst opponierende Filmer gern eingesetzt worden wäre. Sein Bedürfnis nach einem Macht und Pfründen verteilenden Schutzpatron war das Bedürfnis *aller* deutschen Intellektuellen. Sie sehnten sich nach dem starken Herrn, der mit diktato-

rischen Befugnissen jene belohnt, die ihm aus der Hand fressen. Ihr Traum von Freiheit war der Traum vom völkischen Staat, der Gesinnungstreue mit soviel Protektion honoriert, wie die SED ihren opportunistischsten Lobrednern nicht geben mochte.⁹

Denn unterdessen war auch im Westen fürs Feuilleton die Zeit vorbei, wo es in der Rolle des politischen Ratgebers oder des moralischen Anklägers, als Gesprächsstofflieferant oder als Skandalmacher glänzen konnte – im *Spiegel* daher statt namentlich gezeichneter Buchkolumnen meist namenlose Sammelrezensionen; kaum Meinungsartikel, die für Wirbel und Leserbriefe sorgen; viel Klatsch, Unterhaltung und Vermischtes. Seit dem Mauerfall muß man die auf Kritik abonnierte Meinungsbranche, deren Niedergang mit der Perestroika begann, als erledigt betrachten, und ihr verdientes Ende bedeutet leider auch das Ende von Reflexion auf die Gesellschaft überhaupt.

Bewiesen hatten die Vorgänge im Osten nämlich, daß die Geschichte ihre eigenen Wege ging, ganz unbekümmert um den Reim, den die Menschen sich auf sie machten. Wie unbeteiligt die Bevölkerung in der Sowjetunion während der Putschtage blieb, wie gleichgültig ihr das hauptsächlich fürs Westfernsehen inszenierte Spektakel in Moskau war und wie verschwindend gering der Beitrag der Massen zum Ablauf der Geschichte, las man im Feuilleton der *FAZ* vom 23.9. 1991:

»Seitdem die antikommunistischen politischen Kräfte gestärkt aus dem gescheiterten Putsch hervorgingen, ist unter ihnen ein Machtkampf entbrannt, während wirkliche Konzepte zur Überwindung der Wirtschaftskrise noch nicht in Sicht sind. [...] Bedenkt man jedoch, daß sich die russische Bevölkerung während der Perestroika

am meisten über das selbstgenügsame ›Gerede‹ geärgert hat, und daß, Meinungsumfragen zufolge, die beherrschenden Gefühle, die Veränderungen der jüngsten Zeit in den Menschen hinterlassen haben, innere Müdigkeit und Gleichgültigkeit sind, so erscheint die Selbstglorifizierung der siegreichen Demokraten und ihre Arbeit am Mythos beunruhigend. Entgegen der von der russischen Führung vertretenen Version, daß sich im August ›ganz Rußland‹ gegen die Diktatur erhoben habe, blieb das Volk in der Provinz gleichgültig; auch in den großen Städten beobachtete die Mehrheit der Menschen die Ereignisse skeptisch abwartend und tut dies auch heute noch. Soziologen wollen gar festgestellt haben, daß vierzig Prozent der Menschen das Programm der Putschisten guthießen.«

Nur vordergründig war das Märchen, der Volkszorn und die nach Freiheit dürstenden Massen mit den Schriftstellern an der Spitze hätten die Machthaber im Osten hinweggefegt, die übliche antikommunistische Propagandalüge. Dahinter verbarg sich der Wunsch, ein Subjekt, einen Verursacher in all die Vorgänge hineinzuzinterpretieren, die unerklärlich und beunruhigend blieben, weil sie ohne das Zutun von Menschen geschahen, die von einer Idee begeistert und von einem festen Willen durchdrungen waren. Deshalb erstarb nicht nur das ganze Gerede über die atomare Gefahr und über die Bedrohung der Menschheit durch sie ausgerechnet in dem Augenblick, wo die Sowjetunion wirklich ein atomares Pulverfaß und jedes Kernkraftwerk dort eine potentielle Höllenmaschine wurde. Sondern sie waren alle wie vom Erdboden verschluckt, die Menschheitsprobleme und Menschheitsaufgaben von Format, von genug Format, um damit die Sonntagsbeilage zu füllen.

Es war einmal, daß die – richtige oder falsche – Idee die Massen ergreifen und begeistern mußte, um selber zur materiellen Gewalt zu werden wie 1789 oder 1917. Im Atomzeitalter, hieß die Botschaft, kommt die Geschichte ohne Ideen und ohne Massen aus – noch nie waren die Menschen so überflüssig. Kein Wunder daher, daß manche zum Islam, der Religion des Fatalismus, konvertierten und viele etwas trübsinnig wurden.

*

Nach fünf oder mehr Jahren Glasnost und Perestroika, ökologischem Umbau und neuem Denken, Vertrauensbildung und Friedenspolitik hatte die Stimmung im Sommer 1991 also weltweit den toten Punkt erreicht, und besonders tot schien sie hier. Unter dem Titel »Die neue Weinerlichkeit« schrieb am 9. August die *FAZ*:

»Wer in Amerika lebt und nur gelegentlich nach Deutschland kommt, muß den Eindruck gewinnen, seine Landsleute seien von einem schweren Unglück heimgesucht worden. Statt Freude über die unverhoffte Wiedervereinigung begegnen ihm überall Zukunftsängste und Verdrossenheit. Während er sich noch darüber wundert, fällt ihm ein, daß es vor fünf oder zehn Jahren ja nicht anders war. Allerdings galten die Ängste damals dem »Waldsterben« und dem »nuklearen Holocaust«. Verglichen mit diesen beiden, hat die Furcht vor Arbeitslosigkeit und Geldentwertung jedenfalls den Vorzug größerer Realitätsnähe – was bei deutschen Alpträumen keineswegs selbstverständlich ist.«

Doch nicht erst die Begleiterscheinungen – Arbeitslosigkeit, höhere Steuern, Inflation und Wohnungsnot – drück-

ten wohltuend aufs Gemüt, sondern die Wiedervereinigung selber schon wurde als Auslöser von einem masochistischen Lustgewinn genossen. Den Intellektuellen, die gern mit dem Feuer spielen und es nachher nicht gewesen sein, vielmehr stets warnend ihre Stimme erheben wollen, bot die Vergrößerung des Vaterlands Gelegenheit, sich anmaßend und flennerisch zugleich dem Publikum in der Rolle des tragischen Helden zu zeigen. Den Zusammenbruch der DDR sich aufs eigene Konto zu schreiben und mit ihrem Widerstand gegen das SED-Regime zu prahlen, hinderte Leute wie Konrad Weiß keineswegs daran, sich selber als Opfer ihrer vermeintlichen Heldentaten zu bejammern. Unter dem klagenden Titel »Der Heimatverlust schmerzt« tischte er im *Spiegel* vom 19. Februar 1990 eine Schnulze auf, von der man kaum glauben möchte, daß ein erwachsener Mann sie zu Papier gebracht und das Gestammel auch noch für Poesie gehalten hat:

»Ich habe meine Heimat verloren: dieses graue, enge, häßliche Land. Dieses schöne Land, die Sommer in Mecklenburg voller Weite, die Winter im Vogtland mit den Kindern im Schnee. [...] In diesem Land bin ich aufgewachsen, es war das Land meiner ersten Liebe, das Land meiner Träume, das Land meines Zorns. [...] Ich wollte ein Mutterland machen aus meinem Land: In einem Mutterland braucht niemand Waffen. [...] Doch nun stürmt ein rauhes, grelles, hemdsärmeliges Vaterland auf uns ein. Es läßt uns keinen Ausweg, wir können uns seiner nicht erwehren. [...] Und die Angst macht sich überall breit, nackte, schwarze Angst. [...] Wird mein Lied, das ich dichte, noch gesungen, mein Bild, das ich male, noch angesehen werden? Und wird mein Sein und mein Haben die Nacht überdauern?

Oder wird alles, woran ich glaubte, von der Sturmflut hinweggerissen [...] Unzähligen Menschen geht es wie mir. Der Aufbruch, der Umbruch hat so viele Bande gelöst, so viele Gegebenheiten verändert, so viele Werte ungültig gemacht. Besonders die Kinder, die jungen Leute schmerzt dieser Heimatverlust.«

So labten die Intellektuellen sich unbekümmert ums Elend, das sie anderen eingebrockt hatten, am eigenen Herzeleid, rieben dabei kräftig Salz in die Wunde und hielten die feige Art, als etwas ihnen Widerfahrenes, Zugestoßenes zu bejammern, was sie selber angezettelt hatten, auch noch für Tragik. Die weniger pervers veranlagte Mehrheit der Bevölkerung durfte derweil zur Aufhellung der Laune über Durchhalteparolen schmunzeln, deren Wirkung gerade darauf beruhte, daß keiner sie ernst nehmen mußte, weil sie wie aus dem Witzblatt und bald stark nach Galgenhumor klangen. Die *Bild*-Balkenschlagzeilen aus dieser Zeit – 1990 – erinnern teils an den überdrehten Entertainer vor gelangweiltem Publikum, teils spricht aus ihnen das augenzwinkernde Einverständnis mit dem Kunden, der dem Jahrmarktschreier nicht glauben muß, um ihm auf den Leim zu gehen, weil er die reißerische Anpreiserei als Teil des Juxes betrachtet:

»Deutschland. Es wird wahr, noch dieses Jahr« (12. Februar, Kohl bei Gorbatschow); »Ihr Völker der Welt, freut euch mit uns! Ja zur Einheit, zur Freiheit, zu Deutschland!« (19. März, nach den Volkskammerwahlen); »Das deutsche Wochenende. Die D-Mark rollt in die DDR. Weizsäcker: Ich bin für Berlin. Franz gelobt: Volle Pulle gegen die Tschechen« (30. Juni, Währungsunion und Fußball-WM); »1:0! Ja, es ist wahr! Weltmeister« (9. Juli, Fußball-WM); »Ein Tag der

Freude für alle Deutschen: 3. Oktober. Endlich« (24. August, Festsetzung des Beitrittsstermins); »Deutschland: 3mal werden wir noch wach. Kohl: Warum nicht vor Freude weinen« (29. September); »Es ist wahr geworden. Deutschland« (2. Oktober); »Deutschland! Mein Gott ist das schön« (4. Oktober); »Und jetzt wird in die Hände gespuckt. Kohl macht Dampf« (4. Dezember, nach der Bundestagswahl).

Vom ersten Tag an, wo die Osis mit Bananen abgefüttert wurden, war also einerseits die erst noch bevorstehende Wiedervereinigung ein Riesenklamauk, ein Staatsbesäufnis, eine Kaffeefahrt, wo die Ausflügler statt der Rheumadecke die nationale Einheit angedreht bekamen, und gern ließ die Menge sich zum Narren halten. Andererseits freilich keimten zugleich düstere Ahnungen auf, denn aus der einfachen Lebenserfahrung wußte jeder, daß mit Ärmern teilen zu müssen selten den eigenen Reichtum vergrößert. Bald schwante dann auch den Wirtschaftsexperten, daß hinter den Absatzproblemen eines verschiedenen Filmemachers sich ähnlich gelagerte von ganz anderem Kaliber verbargen, daß es nicht um Edelschnulzen, sondern um Trabis, Braunkohle und Werkzeugmaschinen ging. Der *Spiegel*, dessen Erfolgsgeheimnis darin besteht, die kontinuierliche Untergangssehnsucht mit jeweils plausibel klingenden Hiobsbotschaften zu stillen, hatte ein neues Dauerthema, einen Aids-Ersatz und Ozonloch-Füller. Titel aus dem Vereinigungsjahr:

»Chaos in der DDR. *Flucht in die Einheit*« (6/1990); »DDR: Gefahr für die Mark. *Teures Vaterland*« (7/1990); »*Katzenjammer*. Angst im Osten – Ärger im Westen« (8/1990); »Preis der Einheit. *Das Ende der Bundesrepublik*« (11/1990); »SPIEGEL-Report: *Die*

Last der Einheit« (12/1990, Haupttitel: »Kohls Triumph«); »Währungsabenteuer DDR. *Die Angst ums Geld*« (15/1990); »DDR vor der Marktwirtschaft. *Ein Volk in Panik*« (19/1990); »*Vereint aber fremd. Die ungleichen Deutschen*« (39/1990); »Deutsch-deutscher Kampf um Grund und Boden. *Beutezug im Osten*« (41/1990).

Als die *Bild*-Zeitung in ihrer Weihnachtsausgabe 1990 »Betet für den Frieden!« forderte, signalisierte sie damit das Ende der einen Blödelei und den Beginn der nächsten. Nur noch ein Wunder kann die Rettung bringen, Zeit für die letzte Ölung, schnell den Priester holen, hieß die Aufforderung zwar, doch ist jeder Appell zum Gebet im Land mit der unchristlichsten Bevölkerung Europas blasphemisch. Aus der Kombination von Hiobsbotschaft und Gotteslästerung wiederum entsteht jene Anzüglichkeit, welche bei aller Trübsal hier die Bildung von wirklichem Ernst verhindert. Nicht, daß den Menschen das blanke Entsetzen in die Glieder gefahren wäre. Aber da die Party gelaufen war, wurde es Zeit, mit den fröhlichen Zechern mal ein schärferes Wörtchen zu wechseln. Eine Art Mahnbrief stellte es dar, eine Aufforderung, nach gehabtem Spaß nicht das Begleichen der Rechnung zu vergessen, als die *Bild*-Zeitung am 5. März 1991 unter der Schlagzeile »Macht endlich ernst. Wir sind ein Volk!« eine Standpauke brachte:

»Kaum fünf Monate ist es her, daß wir wiedervereint sind. Damals Jubel, Schwarz-Rot-Gold, Euphorie. Heute lange Gesichter, Streiks, Enttäuschung, Bürgerzorn über die Steuererhöhungen. Und bange Fragen: Was kommt da noch? Können wir das bezahlen? Das Geschenk der Einheit wird zerredet, kaputtdiskutiert, in

die Hände von Finanzbeamten gelegt. Dabei fällt in Ost wie West immer mehr unter den Tisch, was Sache ist: WIR SIND EIN VOLK! Macht endlich ernst mit der Einheit, es gibt so viele Möglichkeiten. Warum eigentlich werden nicht sofort 10.000 Beamte dienstverpflichtet und in die neuen Bundesländer geschickt?«

Deshalb vielleicht, weil das Publikum trotz Betet-für-Frieden-Appell noch nicht auf Opferbereitschaft eingestimmt war. Mochte die Warnung vor Kriegsgefahren auch sachlich berechtigt gewesen sein, so war ihre bloße Stichhaltigkeit doch noch lange nicht der Grund, warum sie nun in die Schlagzeilen kam. Ins Blickfeld der Medien rückte die Unsicherheit vielmehr, weil sie als Disziplinierungsmittel brauchbar schien. Wie kleinlich, wie engherzig – so der Wink mit dem Zaunpfahl – angesichts der dramatischen Weltlage noch über rausgeschmissenes Geld zu jammern.

Schon in der Silvester-Ausgabe 1990 der *Stuttgarter Zeitung* – die dank des Meinungskonformismus in der BRD bedenkenlos als repräsentativ für die hiesige Presse zitiert werden kann – zog der Kolumnist daher unter dem Titel »Beklemmung« Bilanz:

»Das Jahr begann mit den Jubelszenen am Brandenburger Tor. Die Mauer öffnete sich, der Eiserne Vorhang verschwand. Seither ist viel geschehen, was man sogar im Überschwang jenes Neujahrstages 1990 noch für unwahrscheinlich, ja für unmöglich erklärt hätte: Moskau stimmte der deutschen Einheit zu und ist bereit, sich aus der DDR zurückzuziehen. Der Warschauer Pakt existiert praktisch nicht mehr. Ein Kontinent hat sich verändert. Was für ein Jahr! Doch was in Euphorie begann, endete eher in Beklemmung. [...] So endet ein

Jahr, das im Jubel begann und in dem sich die schönsten Hoffnungen erfüllten, eher in Düsternis. [...] Die euphorischen Zeiten europäischer Entspannung liegen schon wieder hinter uns. Vor uns liegt Gefahr.«

Wie beruhigend, hätte man hinzufügen mögen, schneller als gedacht hatten die Landsleute wieder den Abgrund vor Augen, der ihre Zuversicht und Bestandteil ihres seelischen Gleichgewichts ist. Weniger beruhigend freilich war, daß die Landsleute, anders als früher, aufs Unken und Jammern kein Monopol mehr besaßen. Der weiter oben aus der *FAZ* zitierte Artikel »Die neue Weinerlichkeit« handelte eigentlich nicht über das deutsche Befinden, und nach der Einleitung kam der Text zur Sache:

»Auch das amerikanische Selbstbewußtsein ist nicht mehr, was es einmal war. Nachdem sich die Zeitschrift *New York* im Juni ausführlich über die *new culture of victimization* verbreitet hatte, zog das Nachrichtenmagazin *Time* soeben mit einer Titelgeschichte über die explodierende Zahl der *crybabies*, der ›Heulsusen‹, nach und stellte besorgt die Frage: ›Was ist mit dem amerikanischen Nationalcharakter los?‹ Anlaß zur Besorgnis ist die wachsende Neigung, den Grund für Fehltritte und Niederlagen nicht bei sich selbst zu suchen, sondern bei anderen, oder, wenn das nicht geht, bei unbeherrschbaren Naturkräften. Als sich Dan White, der Mörder des Bürgermeisters von San Francisco, vor zwölf Jahren damit verteidigte, er habe vor der Tat hauptsächlich Kartoffelchips und Süßigkeiten gegessen und sei dadurch seiner Zurechnungsfähigkeit beraubt worden, galt dies noch als forensische Kuriosität. Heute gehören derartige Entschuldigungen zum Alltag. [...] Nicht nur die Therapeuten, auch die Rechtsanwälte ma-

chen bei der Jagd auf den wahren Schuldigen glänzende Geschäfte.«

Am Ende recht behalten hatte der Spruch, daß man den Krieg, selbst wenn es nur ein kalter sei, genießen sollte, der Frieden werde fürchterlich, schon deshalb, weil man dann um eine Hoffnung, nämlich die aufs Kriegsende, ärmer ist und erfahrungsgemäß um ein paar Probleme reicher, weshalb etwa im amerikanischen Kino 1945 der Trübsinn begann. Grimmiger Witz, freche Dialoge und Sarkasmus machten davor auch Filme erträglich, die keine lustigen Geschichten erzählen. Danach und bis in die späten 50er Jahre hinein wurde die Atmosphäre drückend, lastend, quälend, in den Filmen spiegelte sich die Nachkriegsdepression. Sie rührt nie daher, daß man nun Zeit zum Trauern findet, sondern sie entspringt stets dem Verlust einer großen Hoffnung. Im Krieg erscheint dessen Ende allein schon als großes Glück, und ein Kriegsende ist grundsätzlich immer absehbar. Tritt Frieden ein, verwandelt die große Hoffnung sich naturgemäß in eine ebenso große Enttäuschung, nicht nur bei den demobilisierten Soldaten, die nun um Arbeitsplätze kämpfen müssen. Die gleiche Gesellschaft, die im Krieg als eine solidarische erschien, stellt sich nun als eine von Antagonismen zerrissene dar. Und anders als beim Ausnahmezustand, welcher der Krieg ist, ist beim gewöhnlichen, alltäglichen Kleinkrieg grundsätzlich kein Ende in Sicht.

Erschwerend hinzu kam diesmal, nach dem Ende des kalten Krieges, der Verlust einer Illusion, die zum eisernen Bestand bürgerlicher Überzeugungen gehört. Ruiniert war das Vertrauen, es könne weitergehen wie bisher und dabei immer besser werden. Kein Glaube ans Gute nämlich ohne den an einen Bösewicht, der als Verantwortlicher einspringen muß, wenn die Tatsachen nicht

den Erwartungen entsprechen. Ein halbes Jahrhundert lang fand man im Westen also Trost bei der Idee, der miserable Zustand der Welt sei von den Spitzbuben im Kreml verschuldet. Per Gewalt hinderten sie nicht nur den erfolglosen Teil der Menschheit daran, dem Vorbild des erfolgreichen nachzueifern, sondern obendrein diktierten sie den Gutwilligen das Gesetz des Handelns. Am Elend in Afrika war die kommunistische Bedrohung schuld, welche den Westen gegen seinen besseren Willen dazu zwang, Milliarden in die Verteidigung zu stecken statt damit die hungrigen Mäuler zu stopfen. Kindisch, wie diese Vorstellung zwar war, dachte sie doch die Menschheit insofern als Subjekt der Geschichte, als der Gattung Vernunft und Freiheit zugesprochen wurden – die Freiheit, überhaupt Entscheidungen zu treffen, und die Vernunft, dabei aus Einsicht und Erkenntnis auch den richtigen Griff zu tun.

Blamiert stand folglich im Sommer 1991 zwar in erster Linie der freie Westen da, der den Nationen im Osten das Blaue vom Himmel versprochen und furchtbares Elend über sie gebracht hatte. Als in der zweiten Augustwoche 15.000 albanische Hungerflüchtlinge im italienischen Bari vor ihrer Abschiebung tagelang ähnliche Bilder boten wie die verfolgten Kurden im türkisch-irakischen Grenzgebiet Anfang April, wurde dies im Westen als peinlich empfunden. Im Vorjahr noch hatte man die Besetzer der deutschen Botschaft in Tirana als Freiheitshelden spektakulär willkommen geheißen, jetzt wurde man mit dem Resultat der Propaganda konfrontiert, mit einer Masseninvasion, die einem Überfall glich, und die Reaktion war Verlegenheit: Keine unmittelbare Gewalt gegen die Invasoren, sondern unerträgliche Verhältnisse und für die ganz Sturen eine Heimkehrprämie von 70 Mark.

Als zweifelhaft aber mußte obendrein erscheinen, ob es

den Menschen überhaupt gegeben sei, ihr Geschick aus eigener Vernunft zu lenken – hatte das keineswegs auf den Westen beschränkte Vertrauen in die segensreiche Allmacht der freien Marktwirtschaft sich doch als ein Glaube entpuppt, neben dem sich der an den Regengott nicht verstecken mußte.¹⁰ Wenn der Mensch aber unmündig ist, kann er nicht verantwortlich, also kein Täter sein, und wenn er kein Täter ist, hat er ganz recht, sich im Leidensfall als Opfer zu betrachten, im Falle des Wohlbefindens aber dieses nicht eigenem Verdienst, sondern einem fremden Retter zuzuschreiben.

Vom Ausmaß und von der Art des Leidens hängt es dann ab, ob sich die Suche auf den wahren Schuldigen oder auf den möglichen Retter konzentriert. Unter den Privilegierten der reichen Länder, wo man sich den Luxus leisten konnte, verlorenen Fähigkeiten des Subjekts nachzutruern, weil man das neue Elend nur in der Form des Ohnmachtsgefühls erlitt – dort entstand die *new culture of victimization*.

In Deutschland fiel die Protagonistenrolle dabei jenen arrivierten und verhätschelten Oassis zu, die angeblich unterdrückt worden waren vom gleichen System, worin sie munter Karriere gemacht hatten. Nicht ausgelacht, sondern bedauert wurden die Heuchler mit der Leidensmiene, weil ihr besonderes Lebensgefühl dem allgemeinen entsprach. In geradezu herzerreißendem Ton kommentierte etwa die *Stuttgarter Zeitung* vom 10.8. einen Gratis-Abenteuerurlaub, die Entführung von zehn deutschen Touristen, die gut behandelt und nach einer Woche wieder freigelassen worden waren:

»Diesen Urlaub werden die zehn Kinder und Erwachsenen als Albtraum in Erinnerung behalten. Andere Reisende dürfen nach ihrer Rückkehr fröhliche

Schnappschüsse in die Fotoalben kleben. Sie jedoch müssen die psychische Marter verarbeiten, die sie auf ihrem südostanatolischen Horrortrip erlebten. [...] Es war eine Zitterpartie bis zuletzt. Dem Nerventerror folgten die Strapazen der Nachtwanderung, bis das Drama in den frühen Morgenstunden sein Ende fand. Das *Trauma*, vielleicht sogar dem Tod gerade noch entgangen zu sein, kann wohl niemand nachempfinden, der nicht selbst in grausamer Ungewißheit schwebte, der nicht selbst die quälende Ohnmacht am eigenen Leib erfuhr.«

Für traumatisiert hielt sich, wem sonst nichts fehlte, weshalb das Wort in der BRD unter den Gebildeten in Mode kam, etwa im Augstein-Kommentar »Ende einer Utopie« (*Spiegel* vom 2.9.1991), wo »die von Hitler noch immer *traumatisierten* Deutschen«¹¹ zu bedauern waren, oder bei Oskar Lafontaine, der in der »Friedenssehnsucht der Deutschen« das »logische Ergebnis eines schweren nationalen Traumas« sah (*Züricher Weltwoche*). Der Begriff beschrieb einen wirklichen Sachverhalt – daß die Menschen sich wie betäubt, wie unter Schock stehend zu den Umwälzungen verhielten, wie Schlafwandler oder unerreichbare Autisten –, und er diente dem Zweck, den einzelnen von Ansprüchen zu entlasten, die er als unbeschädigtes Subjekt an sich selber hätte stellen müssen. Der Einzelne plädierte gewissermaßen in einem fiktiven Prozeß gegen sich selbst auf verminderte Zurechnungsfähigkeit.

Dort hingegen, wo die Mitleid heischende Selbstentmündigung keinen Trost spenden konnte, weil das Elend so real war, daß statt Ausreden Abhilfe gebraucht wurde, suchten die Menschen nicht die Absolution, sondern den Retter. Über die Form, welche diese Suche im Osten

annahm, berichtete in einem Artikel über Rumänien am 9.8.190 die *FAZ*:

»Es mutet wie eine Verzweiflungsgeste an, daß inzwischen ein Teil der Oppositionsintellektuellen ihre Hoffnungen in den aufgeklärten Monarchen Michai setzen. Sie bieten eigentlich dem unmündigen Wahlvolk nur einen ›guten Übervater‹ an – die beste aller falschen Übergangslösungen.«

Am 17. August meinte dann Otto von Habsburg, CSU-Abgeordneter im Europaparlament, daß die Wiedereinführung der Monarchie auch für das neue Deutschland eine gute Lösung wäre. Der Anlaß für solche Überlegungen war die mitternächtliche Versenkung zweier Särge, in denen vor 200 Jahren irgendwelche Preußenkönige gelegen hatten. Daß die Bundeswehr mithalf, der Kanzler dabei war und das Medienecho beträchtlich, war ein Indiz für die Ähnlichkeit zwischen der abnorm angeschwollenen Bundesrepublik und den frisch gebackenen neuen Staaten im Osten, wo der Wille zur nationalen Einheit und Unabhängigkeit nur ein autokratisches Regime meinen konnte, welches stellvertretend für die nicht vorhandene Nation sich selber souverän und autonom erklärt.

Als Aufmacher brachte die Belgrader *Politika* vom 16.8. die Meldung: »Heute vor der Kirche zum Heiligen Georg: Gedenken und Ehrung für Peter I. Siebzig Jahre nach seinem Tod findet heute eine kirchliche und staatliche Gedenkfeier für König Peter I. Karadjordjevic statt.« In der *Stuttgarter Zeitung* vom 17.8. las man auf der ersten Seite: »Preußenkönige auf dem Weg nach Potsdam.«

*